Benjamin Mørch Erinnerungen aus dem KZ Husum-Schwesing

Bearbeitet von M.u.K. Hvidt, übers. von F.Laß

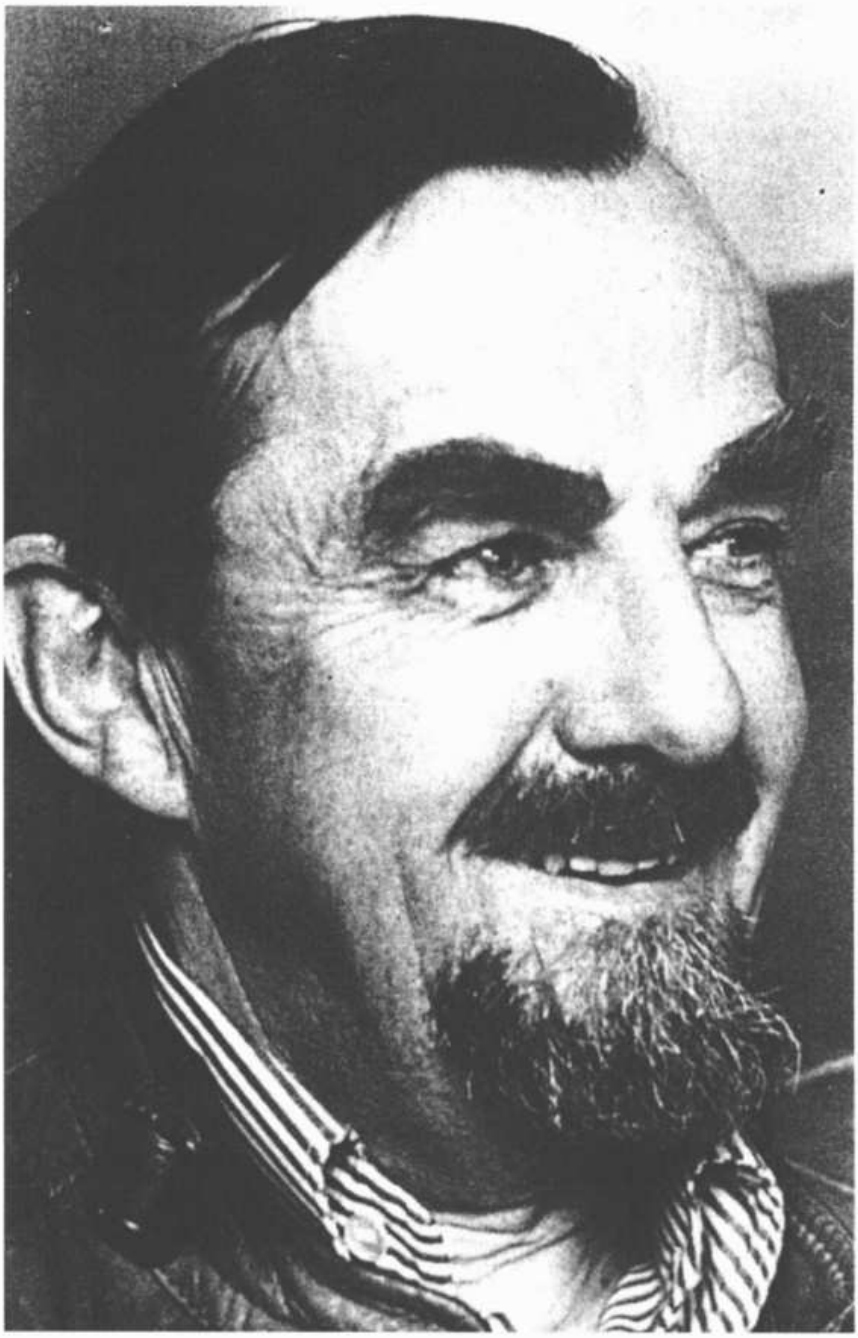
Vorwort

1991 erschien im Kopenhagener Hans Reitzels Verlag das Buch „Maerket for livet-Benjamin Mørchs erindringer fra fangelejre, faengsler og kz-lejre 1941-45", bearbeitet von Marie und Kristian Hvidt. Der Verlag erlaubte mir im Einvernehmen mit der Witwe Marianna Mørch die Übersetzung des Teilabschnittes, der die Erinnerungen an das KZ Husum-Schwesing enthält.

Über die Entstehungsgeschichte des Buches selbst sind einige Anmerkungen nötig. Erst 25 Jahre nach Kriegsende war Benjamin Mørch psychisch in der Lage, seine Erinnerungen an diese grausamen Erlebnisse in Deutschland aufzuschreiben.

Nach und nach entwickelten sich seine Aufzeichnungen zu einem richtigen Manuskript, das aber 1975 aus seinem Auto gestohlen wurde. 1976 schilderte Mørch seine Erinnerungen aus

Schleswig-Holstein heute



Benjamin Mørch

der Gefangenschaft so ergreifend im Dänischen Fernsehen, daß es zu einem starken Zuschauerecho kam, was Mørch zu einem Neubeginn seiner schriftlichen Aufzeichnungen veranlaßte. Bei seinem Tode 1990 lag ein schriftliches Manuskript vor, das die Gefängnis- und KZ-Zeit relativ umfassend enthielt, dem aber die zwischen beiden Perioden liegende Zeit vor allem im dänischen Widerstand großenteils noch fehlte. Trotz der notwendigen Überarbeitung durch Marie und Kristian Hvidt ist davon auszugehen, daß gerade der Text über die Zeit in Husum Mørchs Aufzeichnungen im Wortlaut entnommen ist. Bei der Übersetzung habe ich mich um eine wörtliche Wiedergabe bemüht, wobei ich erkannt habe, daß Worte einfach nicht in der Lage sein können, die unvorstellbaren Ereignisse in unmittelbarer Nähe meines Wohnortes zu schildern.

Die Vorgeschichte in Kürze

Benjamin Mørch wurde 1922 in Paris geboren, verbrachte als Sohn dänischer Eltern die Kindheit in Frankreich. 1935 zog er, der aus sehr einfachen Verhältnissen kam, zu seiner Tante nach Hillerød bei Kopenhagen, um dort zur Schule zu gehen. Er war schon damals politisch sehr engagiert und betrachtete mit Sorge, was sich in Deutschland unter Hitler entwickelte. Kurze Zeit nach dem Einmarsch der Deutschen am 9. 4. 1940 in Dänemark bestand Benjamin Mørch das Realexamen. Statt nun eine Ausbildung zu beginnen, wollte der Jugendliche sich Hitler entgegenstellen. Hierzu verfolgte er einen ungewöhnlichen Plan: auf dem Umweg über eine Arbeitsverpflichtung in Deutschland, für die von den deutschen Besetzern nun in Dänemark geworben wurde, wollte er nach Nordafrika zu den englischen Truppen gelangen und sich diesen anschließen.

Ohne die Familie einzuweihen, verließ er am 20. 1. 41 Kopenhagen und trat seinen Arbeitsvertrag in Köthen bei Dessau an, wo er in einer Fabrik für Juncker-Motoren arbeitete. Mit dem Zug fuhr er an einem arbeitsfreien Wochenende nach Österreich, um zu Fuß nach Jugoslawien überzulaufen. Schon auf jugoslawischer Seite, wurde er von einer deutschen Grenzstreife gefaßt und kam ins Gefängnis. Nach zwei Monaten in verschiedenen Gefängnissen wurde er vom Gericht mangels Beweises von der Anklage wegen Sabotage freigesprochen. Man hatte bei ihm die Lageskizzen der Dessauer Fabrik gefunden, konnte die Sabotageabsicht aber nicht nachweisen.

Ohne Paß reiste er mit einem Jahrmarktsunternehmen ein paar Monate durch Deutschland und gelangte dann über Berlin wieder nach Kopenhagen, wo er sich verschiedenen Untergrundbewegungen anschloß, u. a. Studenternes Efterretningstjenste und Holger Danske.

Am 29. 2. 44 wurde Benjamin Mørch bei einem Treffen nahe der Marmorkirche in Kopenhagen von der Gestapo verhaftet. Nach den Verhören in der deutschen Abteilung des Vestre-Gefängnisses kam es zur Einlieferung in das Lager für politische Gefangene Horserød auf Nordseeland. Im August 44 wurden die Horserød-Gefangenen nach Frøslev überstellt. Dieses Lager (mit dänischer Küche, aber deutscher Bewachung) an der

Grenze war vom dänischen Außenministerium eingerichtet worden, um zu verhindern, daß die dänischen Gefangenen in deutsche KZs überführt wurden.

Schon bald erwies sich dies als Irrtum, wie Benjamin Mørchs nun folgender Bericht zeigt. Nach einem kurzen Zwischenstop im KZ Neuengamme ging der Zugtransport im Güterwagen wieder nach Norden, in das KZ Husum-Schwesing.

Fritz Laß

Eine Hölle in Husum

„Wie soll man ein KZ im Herbst 1944 beschreiben? Husum war nichts Ungewöhnliches in Deutschland zu diesem Zeitpunkt, und dennoch ...

Wir kamen dorthin Ende September. Das Lager bestand aus einigen baufälligen Holzgebäuden, die offenbar als eine Art Militärbaracken gedient hatten. Da war der übliche Stacheldraht rund um's Lager und Wachtürme mit Scheinwerfern und Maschinengewehren, aber es war kein Strom im Stacheldraht wie bei den großen KZ-Sammellagern.

Wir kamen mit etwa 2000 Mann in Husum an. Ein großer Teil von diesen waren Holländer; einige von ihnen waren bei Razzien während irgendwelcher Strafexpeditionen wegen Verdachts der Zusammenarbeit mit den Alliierten in ihren Dörfern und Städten verhaftet worden. Dann war da eine Handvoll Polen, die schon ein paar Jahre in KZs hinter sich hatten, eine Gruppe Russen und eine ganze Menge Franzosen, schließlich wir, ca. 75 Dänen.

Die Holländer hatten wie wir nur ganz kurze Zeit in KZs verbracht, aber sie kamen aus einem verarmten Land und waren so schon physisch im Nachteil. Die Polen und Russen kamen besser zurecht, sie waren erfahrene KZ-Gefangene. Die meisten Franzosen waren zu diesem Zeitpunkt ein paar Monate in Deutschland gewesen, zum Teil in Kiel, wo sie in einem Kommando Bomben ausgegraben hatten. Sie hatten sich auch schon zu einem gewissen Grad an das KZ-Leben gewöhnt.

Es zeigt einiges darüber, wie das Lager in Husum war, daß die Franzosen, die Bomben ausgegraben hatten, nach kurzer Zeit erklärten, sie würden sich sofort freiwillig melden, falls wieder solch ein Kommando gebildet würde. Ich fragte sie eindringlich, warum? Sie erzählten darauf, daß sie lange Zeit in Wohngebieten nahe dem Hafen Bomben ausgegraben hatten, wo auch einige große Speicher standen. Wenn man nun einen Blindgänger in einem solchen Lagerhaus ausgraben sollte, bekam man ein Gebiet zugewiesen, in dem die Bombe vermutet wurde. Die Wachtposten standen in gehörigem Abstand von dem Planquadrat, und die Gefangenen konnten anfangen — nicht so sehr mit dem Ausgraben, sondern erst mit dem Durchsuchen des Speichers nach irgendwelchen Lebensmitteln. Ja, wenn es ein Lebensmittellager war, organisierte man regelrecht die Plünderung mit Hilfe einiger Wachen, für die es eine extra und willkommene Verpflegungsration war, die sie an Familie, Freunde und Bekannte weitergeben konnten.

Passierte es mal, daß eine Bombe explodierte, wurde das als

eine Art Arbeitsunfall fürs Kommando gerechnet. Aber die Sterblichkeitsrate dieser Kommandos war aufgrund der besonderen „Organisationsmöglichkeit" (organisieren = stehlen) zum Überleben bedeutend geringer als in Husum. Wir etwa 75 Dänen, die gerade über Neuengamme aus Frøslev gekommen waren, waren in physisch glänzender Kondition. Dann kam der lange Sommer in Horserød und Frøslev — beide Lager standen unter dänischer Gefangenenverpflegung, und wenige von uns hatten arbeiten müssen — und wenn man arbeiten mußte, war es nie harte Arbeit gewesen. In Husum waren wir in zwei kleineren Sälen untergebracht worden, jedoch in verschiedenen Baracken. Ich kam in die äußerste Baracke nahe dem Stacheldraht. Draußen ging ein Weg vorbei. Anscheinend gab es einige Einheimische, die diesen Weg zur Arbeitsstelle benutzen mußten, und sonntags war es nicht selten, daß dort ganze Familien spazierengingen und neugierig durch den Zaun guckten. Ihnen war jedoch verboten, anzuhalten und die Gefangenen anzusprechen, aber der Weg ging unmittelbar am Zaun entlang. Die Arbeit, die wir ausführen mußten, war eine Art Verlängerung des Atlantik-Walls, des „Friesenwalls", wie er vor Ort genannt wurde. Wir sollten Anti-Panzergräben graben. Die Landschaft nördlich und südlich Husums besteht aus Marschwiesen. Hier sollten wir lange Gräben graben — ca. 4m breit, 2,5m tief und 50 cm breit an der Sohle. Auf der einen Seite wurde oft ein Absatz gemacht, so daß das Unterste des Grabens erst auf den Absatz geschaufelt wurde und dann nach oben an den Rand.

September und November 1944 waren die regenreichsten Monate seit vielen Jahren gewesen. Die Niederschlagsmenge war doppelt so hoch wie normal. Damit will ich sagen, wenn wir draußen auf dem Feld waren und den ersten Spatenstich machten, dann stießen wir oft schon auf Wasser. Wir wurden in eine Art Brigade eingeteilt; anfangs waren wir ca. 75 Dänen gemeinsam auf Außenarbeit in unserer eigenen Brigade. Teils hatten die SS-Leute, die die Arbeit einteilten, es so gewollt, teils kam die Einteilung wohl zu einem gewissen Grad auch von einigen Dänen. Man hatte den egoistischen Einfall gehabt, daß, da jede Brigade soundsoviele Meter graben sollte, wir physisch stärkeren Dänen so besser zurechtkommen würden. Ach, das dauerte aber nicht lange! Wir waren anfangs schon kräftiger, aber viele verloren bald den Mut. Ich sage dies hier, weil es mit zur Erklärung des KZ-Lebens gehört: Die Moral aufrechtzuerhalten war vermutlich wichtiger als der rein physische Zustand. Wenn ich sage, daß wir nur ca. 75 Mann waren, ist es, weil die älteren — stark unterstützt durch unsere beiden Ärzte Paul Thygesen und Knud Nordentoft, die das Revier betreuten — vorwiegend im Lager selbst beschäftigt wurden. Damit bekamen sie die kleinen Posten, die es in solchen Lagern gibt, etwa in der Kartoffelschälmannschaft. Einer bekam die Aufgabe, Socken zu stopfen, woher er sie auch immer bekam. Er hatte gewiß ein paar, aber wir sahen sie nie.

Die beiden Ärzte vollbrachten Wunder, doch dazu komme ich später.

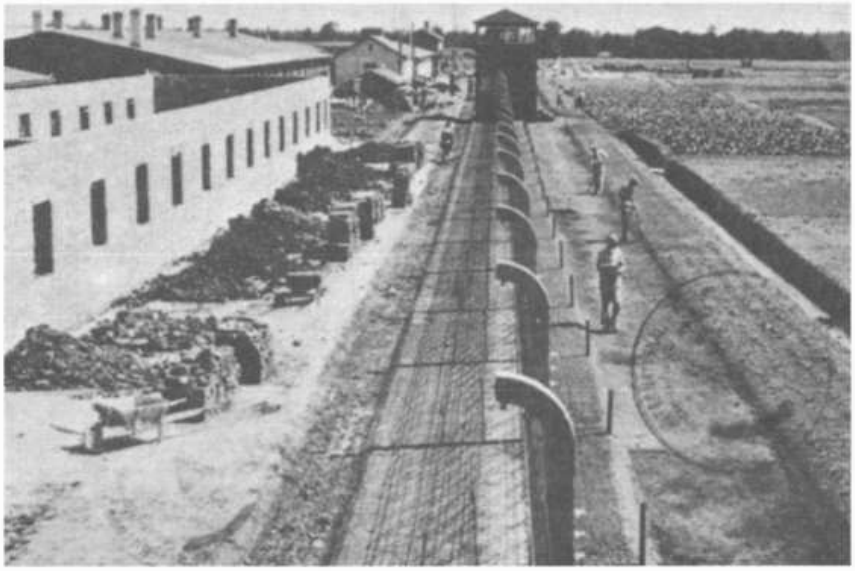
Also, draußen in der Marsch mußten wir diese verdammten Gräben ausheben. Während wir uns tiefer in die Marsch gruben, versuchte man, das Wasser zu Kanälen zu leiten, die es kreuz und quer in den Wiesen gab, und zwar mit hoffnungslosen, kleinen Wasserpumpen, die wir bedienen mußten — rauf und runter, rauf und runter, so daß wir Blasen an den Händen und Rückenschmerzen bekamen. Ansonsten standen wir bald bis zu den Knien im Wasser, oft auch bis zum Gürtel im Modder. Die, die sich die SS-Leute ausgeguckt hatten, wurden an die tiefsten Stellen geschickt, dort wo das Wasser am höchsten stand, und weil die Arbeit so bemessen war, daß jede Brigade soundsoviel Meter am Tag schaffen mußte unter des Kapos Verantwortung, waren die Kapos unermüdlich dabei, uns anzutreiben. Das ging so vor sich, daß die sich einen Haselstock geschnitten oder einen gebrauchten Schaufelstiel genommen hatten, mit denen sie die Reihen entlangliefen und blind auf die nächsten Gefangenen einschlugen. Ich glaube nicht, daß ein einziger Tag, während wir in Husum waren, verging, an dem nicht jeder der Gefangenen bei der Außenarbeit zwei oder drei, ja bis zu zehn Schläge bekam. Das in Verbindung mit einer in jeder Beziehung unzureichenden Nahrung — eine sehr dünne Suppe, ein Stück Brot, zwischendurch manchmal ein kleines bißchen Margarine, ein kleines Stückchen Wurst oder ein wenig Marmelade — bewirkte, daß einer nach dem anderen zusammenbrach. Gleichzeitig brach im Lager eine schlimme Paratyphus-Epidemie aus. Wir hatten alle fürchterlichen Durchfall. Viele so akut und schlimm, daß sie, wenn es sie auf dem Marsch zur oder von der Arbeit überkam, kaum einen Schritt zur Seite schafften. Ich bin kein Arzt und bin mir nicht klar darüber, was Paratyphus eigentlich ist. Aber jedesmal, wenn wir auf die Latrine gingen, sahen wir uns um, und wenn Blut in der Ausscheidung war, wußten wir, daß es etwa drei bis fünf Tage dauern würde. Überstand man diese Periode, konnte man vielleicht durchkommen; aber nur ganz wenige überlebten diese Krankheit. Den ersten Dänen trugen wir am 12. von den Feldern nach Hause — am 13. war er tot.

Danach erinnere ich, daß 13 Tage hintereinander jeden Tag ein Däne starb.

Nach ein paar Wochen gab es keinen Gefangenen mehr, der eine Brille trug, obwohl er das bisher getan hatte. Die Erklärung ist, daß wir nicht nur ausgenutzt werden sollten, diese verdammten Gräben auszuheben, sondern wir sollten auch schikaniert werden. Ein Mensch, der Brillenträger ist, besonders bei starken Brillengläsern, wird unmittelbar komisch aussehen, wenn er die Brille verliert. Das war für die SS-Leute und Kapos ein großes Vergnügen, die Brillenträger zu ärgern und nach ihnen zu schlagen. Wenn sie dann auch noch komisch hinterher aussahen, wurden sie noch mehr schikaniert und zum Gegenstand des Sadismus der Obergefangenen.

Ich muß noch erzählen, daß in Neuengamme viele der Kapos Kriminelle waren. Sie hatten grüne Dreiecke anstelle der roten, die die politischen Gefangenen trugen. Nur ein einziger Kapo, ein Russe, trug ein rotes Dreieck. Sie nannten ihn „den

Bären"; er war Leutnant in der Roten Armee gewesen, war schwer verwundet und in irgendeiner Schlacht gefangengenommen worden. Er war aus dem Ural, und seine russischen Landsleute haßten ihn und zeigten dieses deutlich, da er Obergefangener war. Eines Tages aber entdeckte ich, daß dieses nur zur Tarnung war, weil sie ihn als Obergefangenen behalten wollten. Ein paar Wochen später kam ich mehrmals in seine Brigade, und da merkte ich, daß er zwar schlug, denn das mußte er, aber er schlug auf eine Weise, die nicht wehtat. Er zog nicht durch. Deshalb taten die anderen Russen, als könnten sie ihn nicht ausstehen. Es war einfach gegenseitiger Schutz.



Das KZ Neuengamme bei Hamburg: Stammlager des „Außenkommandos Husum-Schwesing" und Ausgangsort für den Transport von B. Mørch und anderen Gefangenen nach Schwesing.

Die Kameradschaft, die wir anfangs hatten, hielt unter großen Schwierigkeiten. Ziemlich schnell trennte sich ein Teil von der Gemeinschaft. Unsere Stube konnte die Kameradschaft jedenfalls einigermaßen aufrechterhalten. Zunächst lagen wir zu zweit in jeder Koje. Ich lag zusammen mit Klaus Rønholdt, den ich besonders gut kannte. Mit der Zeit, als einige ernsthaft krank wurden und einige starben, wurde mehr Platz in unserer kleinen Stube. Bald hatten wir jeder eine Koje für uns selbst, und noch einige Zeit später hatte praktisch jeder ein paar Kojen für sich. Wir hielten zusammen in kleinen Gruppen, die jedoch kleiner und kleiner wurden. Schließlich war man nur noch zu zweit, und wenn der eine starb, fühlte man sich sehr einsam. Trotzdem hatte man immer Fluchtgedanken — Dänemark lag doch so nahe! Lange schmiedete ich Fluchtpläne zusammen mit meinem Freund Friis, der in Kollund geboren war und den ich von Studenternes Efterretningstjenste her kannte. Außerdem hatte er Familie in Flensburg, und wir waren uns einig, zusammen zu flüchten. Wir hatten genaue Pläne, wie das vor sich gehen sollte, und hatten gerade bestimmt, daß es „in zwei Tagen" passieren sollte. Aber am Tag vorher regten sich ein Kapo und ein SS-Mann aus einem Grund, den ich nicht erinnere, über ihn auf. Sie liefen Amok und schlugen ihn zusammen. Er bekam einen Knochenbruch und war tags darauf krankgemeldet. Ein paar Tage später starb auch er.

Später hatte ich Fluchtpläne zusammen mit einem Franzosen aus Lyon, der Fallschirmspringer gewesen und über Frankreich abgesetzt worden war. Wegen einer kleinen Sache war er auf der Straße verhaftet worden, aber man hatte ihn nicht enttarnt. Jetzt wollte er unbedingt flüchten, da er dringend mit London wegen einiger wichtiger Mitteilungen in Verbindung kommen müsse, wie er sagte. Er meinte, ich sei ein guter Partner, teils weil wir uns auf Französisch hervorragend verstanden, teils weil ich Däne war und ihm so durch Dänemark helfen könnte. Auch dies mißlang. Beide Fluchtpläne, der mit Friis und der mit dem Franzosen, gingen davon aus, daß wir normalerweise erst abgezählt wurden, wenn wir von den Wiesen nach Hause kamen. Wie meistens wurden wir in Güterwagen vom Husumer Bahnhof aus in etwa einer Stunde nach einer Bestimmungsstelle, die Bredstedt hieß, transportiert. Im Augenblick war es aber Langenhorn. Wir versammelten uns dann auf dem Bahnhofsgelände in Reihen zu fünf Mann, jede Brigade für sich — und es dauerte manchmal ziemlich lange, bis die letzten Nachzügler von den Feldern kamen. Dann wurden wir wieder in die Güterwagen gepfercht und weggefahren.

Am Bahnhof Langenhorn waren an dem Ende, wo wir uns versammelten, einige dichte Büsche. Wir einigten uns, daß wir uns in diesen verstecken wollten, um nachts dann nach Norden zu gehen. Wir würden ja erst in einigen Stunden vermißt werden, wenn der Transport das Lager erreicht hätte und an der Pforte abgezählt würde. Aber gerade als wir den Plan ausführen wollten, wurden wir verlegt und arbeiteten an einem anderen Ort, der zur Flucht wenig geeignet war. Wir wußten, daß wir nach Langenhorn zurückkommen würden, da die Arbeit noch nicht beendet war. Bevor wir jedoch so weit kamen, sprach der Franzose mich eines Tages an und sagte: *„Heute morgen hatte ich Blut im Stuhl, nun muß ich aufs Revier."* Am Abend besuchte ich ihn, aber er war schon sehr entkräftet. Schon tags darauf war auch er tot.

Die Toten wurden in ein kleines Barackengebäude gebracht, das in einem sumpfigen Lagerteil stand. Die Baracke hatte keinen Fußboden. Es waren nur vier Wände und ein Dach, einfach auf das Gras gesetzt. Innen waren ein paar Regale angebracht, auf die man die Toten legte. Für uns auf den Feldern war es eine übliche Strafe, wenn die SS-Leute sich einen von uns aus irgendeinem Grund ausgeguckt hatten, uns mit dem Aufenthalt in der Leichenhütte zu bestrafen.

Ich hatte schon erzählt, daß viele Holländer in Husum waren. Es war fast jede Nacht ein Holländer, der in dieser Hütte übernachten mußte. Es gab da keine Heizung, nichts zum Hinlegen, und das Dach war so niedrig, daß man in Gesellschaft der Toten die ganze Nacht krummgebückt stehen mußte.

Am Anfang unserer Husumer Zeit hatten wir einen Stubenältesten, der menschlich nicht „hinhaute". Als er ins Revier kam und ein paar Tage drauf starb, bekamen wir Fritz Møller als Stubenältesten. Er ist vielleicht besser bekannt als „Alvildas

Mann". Er war 100% rechtschaffen und gab uns viel guten Rat. Wir diskutierten oft über die Zustände im Revier, und eine Gruppe von uns war sich einig darüber, daß das verkehrteste, was man tun könne, sei, sich einen „Schonzettel" von einem der dänischen Ärzte zu holen. Wenn man so eine Krankschreibung bekam, durfte man sich einen oder zwei Tage auf dem Revier aufhalten. Møller erklärte auf jeden Fall, auch wenn er todkrank wäre, würde er versuchen, auf die Felder zu gehen, die verdammten Gräben buddeln und die Schläge einstecken, die dies kostete, — aber sich aufs Revier zu legen, ohne daß man wirklich krank war, darin läge kein Sinn. Wenn man nicht krank gewesen sei, so würde man es auf dem Revier schnell werden. Ich glaube, auf unserer Stube waren es drei, die nie auf dem Revier waren. Zwei von uns leben noch. Fritz Møller starb ein paar Jahre nach dem Krieg, gezeichnet von seinem Aufenthalt in Deutschland; aber alle, die unter seinem Einfluß in Husum gelebt haben, sind ihm tief dankbar.

Als der Paratyphus am meisten wütete, war das halbe Lager zum Revier umgewandelt worden. Erst war es eine Stube in einer Baracke gewesen, dann brauchte man die halbe Baracke, aber bald darauf benötigte man schon die ganze Baracke als Krankenrevier. Der eine dänische Arzt, Nordentoft, starb übrigens während der Arbeit. Dann wurden zwei Baracken als Revier gebraucht, und man legte die Kranken nicht in Einzelkojen, sondern es lagen zwei, oft drei Kranke in jeder Koje. Ab und zu besuchten wir Kameraden vor dem Appell. Ich erinnere einen Tag, als ich Røen besuchte. Er war Sprachlehrer, und ich hatte ihn schon als Junge in Hillerød gekannt. Er war übrigens einer der ältesten im Lager. Er war in seinen jungen Jahren viel in der Welt herumgekommen und hatte eine seltene Form von Humor, die er die ganze Zeit über in Husum beibehielt. Übrigens überlebte er und starb vor ein paar Jahren mit 83 Jahren.

Als er in Husum war, war er also schon über 60 Jahre alt. Paul Thygesen, der als Arzt in Husum einen großartigen Einsatz für uns leistete, besuchte uns einmal auf unserer Stube und sprach über die vielen Kranken. Über Røen sagte er: *„Der war gestern bei mir und zeigte mir einen Daumen. Ich untersuchte den Daumen — dem fehlte nichts. Als ich ihm das sagte, meinte er: Das kann ich gerade nicht verstehen, sieh dir mal die anderen Finger an! Die andern neun Finger waren angeschwollen und voller Wunden."* Røen arbeitete bei den Kartoffelschälern.

Die hießen zwar so, aber es gab niemals Kartoffeln zu schälen. Was man schälte, waren Rüben. Paul Thygesen hatte als Medikamente nur Aspirintabletten. Als Verbandsstoff hatte er nur einige „Gazebinden" aus Papier. Da viele Gefangene an Entzündungen in Haut und Bindegewebe und Wunden an den Beinen litten, war es nicht das beste Krankenpflegematerial.

Es zeigte sich, daß Røens Fingernägel schwer zu retten waren. Es war nötig, daß Thygesen einige Nägel entfernen mußte. Das wurde mit einem kleinen Taschenmesser, das er zur Verfügung gestellt bekommen hatte, sowie einer ganz normalen Kneifzange gemacht. Natürlich tat es auch Paul Thygesen

„weh", und jedesmal, wenn er einen Nagel losgerissen hatte, sagte er *„Au"* ! Røen verzog keine Miene, aber als der letzte Nagel wegoperiert war, sagte er: *„Na, Paul, tat es weh?"*

Na, ich kam wohl ein wenig davon ab, daß ich Røen auf dem Revier besuchte. Ich weiß nicht, was ihm fehlte, aber als ich in die Stube kam, hörte ich sein Flöten aus einer der entferntesten Kojen. Auf irgendeinem Weg hatte er eine kleine Zelluloidflöte durch die scharfen Untersuchungen damals bei unserer Ankunft in Neuengamme gerettet. Er flötete lustig auf seiner kleine Flöte und ermunterte die anderen Gefangenen. Viele bemerkten sein Flöten allerdings nicht mehr, da die meisten in Halbschlaf, Fieberträumen oder tiefer Depression lagen.

Als ich zu seiner Koje kam, mußte ich über einen Holländer steigen, der auf dem Boden lag. Ich fragte Røen, was ihm fehlte, und Røen sagte, daß der Holländer in der gleichen Koje wie er gelegen hatte, doch habe er ihn rausgeschubst, da er im Laufe der Nacht gestorben sei. Der dritte Partner in der Koje lag am Kopfende, so daß sich Røen abstützen konnte. Auch dieser war tot. Es war makaber und unfaßbar, aber so waren die Verhältnisse im Revier in Husum.

Ich habe wohl früher schon erzählt, daß er ein besonders geprägtes Gesicht hatte und dazu eine große, scharfe „Hakennase", die ihm ein etwas jüdisches Aussehen verlieh. Als einmal ein SS-Mann sich über ihn ärgerte, fragte der: *„Bist du Jude?"* Røen antwortete umgehend: *„Nur 200 %."* Darüber tobte der SS-Mann natürlich, und es gab ein paar Schläge extra.

Eines Tages, als wir zum Appell standen und zur Arbeit raus sollten, hatte man eine ganze Menge Patienten aus den Krankenbaracken geholt. Bei jeder Parade wurde nach denen gesucht, die sich in den Baracken versteckten — nach SS-Meinung „simulierten" — und sie wurden vor uns, die wir zur Arbeit sollten, aufgestellt und gefragt vom SS-Mann: *„Was fehlt dir?"* Einer antwortete: *„Ich habe Fieber."* Die SS-Leute antworteten im Chor: *„Ich habe auch Fieber. In die Arbeitsreihe!"* Zum nächsten: *„Was fehlt dir?" „Ich hab kaputte Beine." „Ich hab auch kaputte Beine. Ab in die Arbeitsreihe!"* So ging das weiter. Als er zu Røen kam, sagte er wieder: *„Was fehlt dir?"* — *„Ich bin ein Idiot!"* antwortete Røen. *„Ich bin..."* Den Satz bekam der SS-Mann nicht zu Ende geführt. Mit zornesrotem Kopf kommandierte er zwei Kapos mit zur Bestrafung, und der SS-Mann schlug in seiner Wut auf Røen ein. Als er damit durch war, richtete Røen sich auf, ging auf uns zu, stellte sich in die Reihe und sagte: *„Er kam ja ein wenig in Stimmung.... !"*

So trat Røen in Husum auf. Er war damals 60 Jahre alt und kam zurecht, vor allem aufgrund seiner Einstellung und Haltung.

Bei einem Morgenappell schien dem Kommandanten, daß zu wenig auf dem Flügel der Arbeitsmannschaften stünden. Normal war es so, daß nur die Kränksten in ihren Kojen bleiben durften. Die wurden dann dort durchgezählt. Die weniger kranken Häftlinge sollten auch zum Appell antreten. Er verlangte also, daß sämtliche Kranken antreten sollten. Er ging also die Krankenreihen durch, und alle Kranken, die nicht eine

große, offene Wunde vorweisen konnten, wurden zur Arbeit geschickt, und wer so stark Fieber hatte, daß er von Krämpfen geschüttelt wurde, durfte zurück in die Krankenbaracken. Die übrigen wurden zu Simulanten erklärt und mußten mit raus.

An dem Abend trugen wir nicht nur die üblichen zwei bis drei Mann zurück von den Wiesen, diesmal waren es sogar sechs.

Wir brachten sie in Schubkarren und in den Holzkästen mit vier Handgriffen, in denen das Brot zu den Arbeitsplätzen gebracht wurde, zurück ins Lager.

Das ganze Lager Husum wurde von 4 bis 5 SS-Soldaten und den Kapos geleitet. Die Wachmannschaft, die keinen Zugang zum Lager hatte, bestand aus einigen Marinesoldaten älteren Jahrgangs, die gutmütig und freundlich waren. Ich glaube einfach, daß sie erschüttert waren über das, was sie sahen. Wenn wir mit dem Zug aus dem Lager fuhren, gab es einen Soldaten, der ab und an, ohne daß sein Kollege es sah, eine Scheibe Brot zu uns rübermogelte. Das war aufs strengste verboten, deshalb durfte der andere es ja nicht sehen, obwohl er das vielleicht doch tat. So eine einzelne Scheibe reichte ja nicht für 2000 Gefangene, aber sie hatte doch eine große psychologische Wirkung.

So vergingen die Tage

Ende November 44 waren wir etwa 1000 Gefangene im Lager. Am 25. 11. waren von diesen tausend 734 auf dem Krankenrevier. Diese recht genaue Zahl habe ich von einer Statistik, die Paul Thygesen aufbewahren konnte. Er mußte einen monatlichen Rapport nach Neuengamme schicken. Es war also nur noch ein Viertel der Übriggebliebenen, die noch arbeitsfähig waren. Die Fluchtpläne schmolzen dahin, man wurde von Mutlosigkeit befallen, und viele gaben auf.

Wie ich bereits sagte, war ich einige Male in einem Arbeitskommando, das hauptsächlich aus Russen bestand. Mir fiel auf, daß diese Gruppe oft auf kleine Sonderaufträge geschickt wurde. Da ich gut mit ihnen befreundet war, hatten sie nichts dagegen, daß ich mit ihnen kam. Das kostete am Anfang schon einige kleine Knuffe, denn die meisten Gefangenen hatten entdeckt, daß dies eine gute Arbeit war, und es gab ein ordentliches Gedränge, wenn die SS diese Jobs verteilte. Dann wurden 3 bis 4 Leute mit einem einzigen Wachtposten — einem älteren Soldaten — losgeschickt. An verschiedenen Straßenkreuzungen, die vorher festgelegt waren, sollten wir Maschinengewehrhöhlen ausheben, graben wie einen runden Brunnen, der 1,50 m im Durchmesser und 1,50 m tief war. Diese Kreuzungen befanden sich meistens mitten in Dörfern, also kleinen Ansammlungen von Marschhöfen.

An einem Tage, an dem ich zu dieser Schanzarbeit mit war, habe ich die ganze Zeit geguckt, ob nicht irgendetwas zu organisieren war. Da sah ich, daß hinter einer Scheune ein Bauer mit einem großen Bund Wurzeln hervorkam. Ich lugte rüber zu ihm und konnte erkennen, daß er diese Wurzeln uns zugedacht hatte, aber er traute sich selbstverständlich nicht, zu uns zu kommen und sie abzuliefern. Ich blickte den Wächter an, der

den Bauern auch bemerkt hatte, und er wandte diskret den Blick in die andere Richtung, und mir war klar, daß er die Sache durchgehen lassen wollte. So sprang ich schnell die paar Schritte zur Scheune und fragte gleichzeitig, ob er Neuigkeiten für uns habe. Neuigkeiten waren sehr wichtig für uns. In Husum bekamen wir nichts zu wissen. Es zirkulierten eine Menge Gerüchte. Wir sahen keine Zeitungen, hörten nicht Radio, hatten überhaupt keinen Kontakt mit der Außenwelt.

Ich kann nicht mehr genau erinnern, was der Bauer sagte. Ich meine, er sagte, daß Aachen gefallen war. Aber das war nicht so sehr dieses — es war mehr, daß er wissen wollte, wie es uns ging. Weil mich seine Frage wunderte, fragte ich, wieso er das wissen wolle. Er sagte: *„Ja, wir in dieser Gegend haben gemerkt, wie ihr auf unseren Feldern behandelt werdet."* Er unterstrich förmlich das Wort „unsere" — und fuhr fort: *„Wir hatten neulich ein Treffen in unserem Gemeindehaus. Wir haben herausbekommen, daß Euer Lager zu einem größeren Lager in der Nähe von Hamburg gehört, und wir haben einen Protest an den Kommandanten von Neuengamme geschickt."*

Ich konnte ihm erzählen, daß wir — es war wirklich so — hier draußen etwas besser behandelt wurden. Es wurde den Kapos nämlich verboten, uns zu schlagen, während wir draußen auf dem Feld arbeiteten. Stattdessen hatten sie Bescheid bekommen, die Nummern aufzuschreiben, und wenn wir dann das Haupttor passiert hatten, wurden die Nummern aufgerufen, und wir mußten uns an die Seite stellen. Dann bekamen wir die Stockschläge stattdesssen dort, aber das war trotzdem eine bedeutende Verbesserung; man konnte ja nicht im Laufe einer Viertelstunde die große „Ration" an Schlägen und Hieben austeilen, die wir sonst im Laufe eines ganzen Tages bekamen.

Das hatten diese deutschen Marschbauern erreicht in einem Land, das im Herbst 44 teils vom Bombenkrieg terrorisiert wurde, teils von den materiellen Verhältnissen und teils von einem Regime, das bereit war, mit jedem Mittel jeden inneren Widerstand niederzuschlagen. Unten im MG-Nest hielten wir dann Festmahlzeit mit unseren Möhren.

Solche Episoden waren selten, aber sie bedeuteten viel für die Moral.

Wer überlebt eigentlich solch einen Ort? Es ist schwer zu verallgemeinern, aber wenn man z. B. 100 Leute, gesund und frisch wie etwa in Frøslev, aufstellt und sie in ein KZ schickt, dann wird mancher von Beginn an auf bestimmte Typen zeigen und sagen: „Der da, der muß es schaffen können!" Aber man kann nicht im Vorwege einem Menschen ansehen, ob er solche Verhältnisse durchstehen kann. Eine Sache ist von größter Wichtigkeit: Man muß Glück haben, sehr viel Glück, und man muß normal gebaut sein. Ist man unnormal, trägt man etwa eine Brille, zieht man die Aufmerksamkeit auf sich. Kriegt man einen Stein oder eine Schaufel auf den Fuß, gibt es eine Wunde, ja, eine ganz kleine Blase am Finger kann sich zu einer Wunde entwickeln. Bei der kalorienarmen Nahrung hat man keine

Widerstandskraft, und der kleinste Riß, die kleinste Wunde kann sich zu einer Entzündung ausweiten, die den Tod herbeiführt. Das passierte zum Beispiel denen, die keine Schuhe bekamen, die ihnen paßten. Das ist also ein Unglück, wenn man eine ungewöhnliche Fußgröße hat. Das war bei Claus der Fall. Er starb, weil er Schuhgröße 46 hatte. Dann gibt es auch dünne Menschen, die einen großen Essensbedarf haben, also eine große Verbrennung. Andere Dünne haben das nicht. Gleiches gilt für korpulente Menschen. Manche brauchen viel zu essen, andere sind dick, ohne eigentlich viel Nahrung aufzunehmen. Dann gibt es viele, die es zu gut zu Hause gehabt hatten und überhaupt nicht mit dem zurechtkamen, was um sie herum geschah. Sie wurden psychisch angeschlagen, und dann kann man auch nicht durchkommen.

Dann sind da alle Erkältungskrankheiten. Wird man ernsthaft angesteckt, kann es zur Lungenentzündung führen; angesteckt werden kann man auch mit Tuberkulose, Diphterie usw.

Man lebt unter Kommando, und manche können nicht richtig „strammstehen", wenn es befohlen wird. Dann wird man schikaniert und bestraft.

Wichtig ist auch, daß man einen „Haltepunkt" hat. Viele der Polen waren stark religiös. Man sah sie morgens, selbst wenn die Kapos sie scheuchten, vor den Betten knien und beten. Viele Russen, wie auch z. B. die dänischen Kommunisten, hatten eine Ideologie. Sie waren auf Kameradschaft trainiert, was ganz natürlich war, weil sie oft aus Elternhäusern kamen, wo sie ums Dasein kämpfen mußten. Die Norweger hatten diese zähe Ausgeglichenheit, die sie manchmal kennzeichnet. Die Franzosen hatten es nicht leicht, fern von dem bedeutend milderen Frankreich und ihrem Essen! Aber sie konnten sich auf ihren Intellekt stützen, der oft sehr hoch lag. Untereinander konnten sie eifrigst Literaturfragen diskutieren.

Ich glaube, daß sich die Dänen durchgängig schlecht zurechtfanden, auch wenn sie anfangs bei ihrem Eintreffen in Deutschland noch in guter Kondition waren, weil sie aus einemLand mit hohem Lebensstandard kamen. Der Kontrast war zu groß — und das beeinträchtigte die Moral.

Wie man überlebt

Ich habe verschiedene Möglichkeiten zum Überleben angesprochen, oder besser gesagt, wie man die Moral aufrechterhält — daß man etwas haben muß, für das man lebt, daß man einen „Haltepunkt" braucht.

Ohne daß ich sentimental werde, behaupte ich für mich persönlich, daß zwei Dinge mich hochhielten. Zunächst einmal wollte ich leben. Ich meinte, ich sei noch so jung, daß ich noch gar nicht das richtige Leben erlebt hatte. Ich wurde ja erst jetzt richtig erwachsen.

Zum anderen war es meine Überzeugung, daß, wenn ich nicht nach Hause kommen würde, meine Mutter nicht überleben könnte. Das war einer der Gründe dafür, daß es so wichtig für mich gewesen war, das Bild meiner Mutter mit nach Neuengamme zu bekommen. Ich trug es immer in einer kleinen Tasche, die ich in meiner Arbeitsjacke eingenäht hatte. Übrigens

sprach sich im Lager herum, daß ich im Besitz eines solchen Bildes war. Darüber war ich nicht erfreut, denn wenn es herauskam, mußte ich mit einer ernsthaften Strafe rechnen. Ich war vielleicht der einzige unter den zehntausenden Gefangenen in Neuengamme, der ein solches Bild bei sich hatte. Möglicherweise hatte noch ein Kapo von hohem Rang ein Foto dabei, aber in Husum war ich auf jeden Fall der einzige. Es war kein fotografisches Meisterwerk, aber es zeigte meine Mutter schräg von hinten, während sie eine Zeitung las, die sie in ihren von vielen Jahren Mühe und Arbeit gezeichneten Händen hielt, die Brille schief auf der Nase. Man sieht ihren Zopf, rund um den Kopf geflochten, und sie sitzt in ihrer Wolljacke in meiner Großmutter Schaukelstuhl. Das kleine Foto strahlte heimatliche Gemütlichkeit aus.

Morgens, wenn wir in der Reihe auf der Latrine saßen, — so ziemlich der einzigen Stelle, wo wir in Sicherheit vor den Kapos waren —, passierte es oft, daß ein Gefangener sich neben mich setzte und fragte, ob er mein Foto sehen dürfe. Das konnte etwa ein frierender Italiener aus irgendeiner sonnenreichen Gegend sein, ein Russe aus einem kleinen sibirischen Dorf oder sonstjemand, aber an allen konnte ich sehen, daß, wenn ich ihnen das Bild zeigte, ein warmer Glanz in ihre Augen kam, wenn sie dann an ihre eigene Heimat, an ihre eigene Mutter dachten; und genau wie sie dazu kamen, ihre Heimat zu vermissen und daran zu denken, einmal wieder nach Hause zu kommen, so mußte auch ich an dem Glauben festhalten, daß ich eines Tages wieder heimkommen würde.

Ich wußte, daß meine Mutter für mich litt, daß sie jeden Tag für mich betete, betete in diesen langen Nächten, und ich wußte, daß ich nach Hause kommen würde.

Als ich später aus Husum nach Neuengamme kam, verlor ich das Foto. Es wurde mir gestohlen, aber ich verlor zu keinem Zeitpunkt die Verbindung zu meiner Mutter.

Ich glaube, ich habe schon angesprochen, daß Claus ein großes Problem hatte. Er hatte Schuhgröße 46 und bekam deshalb kein ordentliches Schuhwerk, als wir damals von Neuengamme nach Husum kamen. Das bewirkte, daß er sehr unter den langen Märschen von und zur Arbeit und während der Arbeit litt. Er schnitt deshalb das äußere Stück des Oberleders ab, um seine Füße zu schonen, da die Schuhe zu eng waren. Das führte aber dazu, daß er Wunden an den Füßen bekam, so daß er bald die Schuhe gar nicht mehr benutzen konnte.

Claus war ein Mensch mit lebhafter Fantasie. Er grübelte und spekulierte viel über die Probleme herum. Draußen auf den Wiesen mußten wir oft über Stacheldrahtzäune klettern, um zu den Gräben zu gelangen. Wenn wir diese Zäune passierten, hatte er Gelegenheit, kleine Drahtstücke aufzusammeln, und irgendwo fand er ein paar Stücke Dachpappe. Zu Hause in der Stube machte er aus der Dachpappe eine Art Sohle, und aus dem Stahldraht flocht er so eine Art Schuh. Die fütterte er jeden Tag mit frischem Gras aus, und mit diesem Schuhwerk ging er los und grub Gräben aus. Aber die Wunden, die ständig

mehr wurden, konnten unter diesen Umständen nicht heilen. Sie wurden größer und größer, und zum Schluß kam Kaltbrand hinein. Darüber hinaus bekam er Lungenentzündung und dazu die Krankheit, an der wir alle litten: „Scheißerei".

Er kam aufs Revier, lag oft und sprach im Fieber, und manchmal in halbklaren Augenblicken sinnierte er über sein Schicksal. Eines Tages sagte er zu einem seiner Kameraden: *„Du, ich spekuliere darüber, wie ich die Kräfte, die ich normal zum ‚Drücken' brauche, überführen kann zu meinen Füßen, so daß ich aufstehen und zur Latrine gehen kann, denn dann kann ich den Schiet nur so aus mir herauslaufen lassen."*

Zu diesem Zeitpunkt lag er in der gleichen Baracke wie Jørgen Lind, der ebenfalls Lungenentzündung hatte. Er überstand die Lungenentzündung, aber der Tag, nachdem die Krise überstanden war, war der Tag, als der Lagerchef meinte, wir seien zu wenige für die Arbeitsmannschaft. Deshalb hatte er sämtliche Gefangene vom Revier, die überhaupt kriechen oder gehen konnten, auf den Appellplatz befohlen.

Die meisten standen splitternackt zum Appell und wurden von den SS-Leuten inspiziert. Als sie zu Jørgen Lind kamen, fragten sie, was ihm fehle, und er sagte, er habe Lungenentzündung. Als sie ihn fragten, ob er Fieber habe, meinte er, er sei an diesem Tag fieberfrei. So wurde er zur Arbeit befohlen. An dem Tag trugen ihn Fritz und Werner zurück zum Lager. Am nächsten Tag stand er zusammen mit Røen aus Hillerød, von dem ich früher berichtet habe, und klagte ihm seine Not. Er sagte: *„Wenn ich heute wieder rausmuß, komme ich überhaupt nicht mehr zurück."* Røen sagte zu ihm: *„Geh mit mir rüber zur Scheißerei-Baracke!"*, aber Jørgen antwortete: *„Nein, ich will nicht da rein!" „Doch, du versteckst dich darin, bis der Arbeitstrupp ausgezogen ist, denn das ist die einzige Stelle, wo die SS die Leute nicht wegjagt. Die wagen einfach nicht, dahin zu gehen!"* sagte Røen. Jørgen weigerte sich und meinte, er würde auch selbst die „Scheißerei" kriegen, wenn er dort hineinginge, aber Røen tröstete ihn: *„Ich geh mit dir. Da sind so viele Bakterien drin, daß die sich gegenseitig auffressen."* So bekam Jørgen Lind noch eine Frist und überstand die schlimmste Krise, bevor er wieder auf die Beine kam und auf Arbeit gehen konnte. Als übrigens die Arbeitskolonne ausgerückt war, ging er mit Røen in die Küchenbaracke und bekam den Job, Rüben fertigzumachen. An einem der Tage dort wurde der Lagerkommandant Grimm — welch ein Name! — sauer darüber, daß zu viele einen Nebenjob in der Küche hatten, und er rief deshalb von draußen zum Appell. Das bekamen nicht alle in der Baracke mit, auch Jørgen begriff nicht, was passierte. Noch zorniger, als er sah, daß jemand in der Baracke blieb, zog Grimm seine Pistole und schoß einfach in die Küchenbaracke. Ein Deutscher wurde in der Leiste getroffen und fiel um, ein anderer wurde am Arm getroffen, und dieser und Jørgen rannten raus zum Appell.

Eines Tages hatte der Kommandant aus seinem Fenster gesehen, daß ein Pole irgendwo im Lager eine Rübe genommen hatte. Er machte das Fenster auf, schoß ohne irgendeine Warnung mit seiner Pistole. Als ihm gemeldet wurde, daß der Gefangene

tot war, getroffen direkt ins Herz, war sein einziger Kommentar: *„Wunderbarer Schuß!"*

Im übrigen inspizierte er das Lager oft, wenn wir auf Arbeit waren. Fing er jemanden, der sich versteckt hatte, um der Arbeit zu entgehen, oder jemanden, der z. B. Rüben organisiert hatte, wurde dieser hart bestraft.

Wenn wir abends von der Arbeit kamen, standen sie oft zur Abschreckung rechts am Eingang. Ich erinnere einen Polen, der eines Tages dort in der Hocke saß, die Arme ausgebreitet, und in jeder Hand hielt er eine große Rübe. Im Mund hatte er ebenfalls eine Rübe, die er mit den Zähnen festhalten mußte, ohne davon zu essen. Grimm, der Lagerchef, konnte ihn aus einem Barackenfenster beobachten, und jedesmal, wenn die Arme zu weit runtersanken, schoß er durch eine der Rüben, die er festhielt. Ja, so war Husum. So war Macht ohne Moral!

Wie gesagt, starben viele in Husum. Am Anfang wurde ein roher Holzsarg geliefert, jedesmal wenn ein Gefangener starb, aber es dauerte nicht lange, und man legte zwei in jeden Sarg. Dazu war auch Platz, besonders wenn man jeden mit dem Kopf in die andere Richtung legte. Ja, später hatte man sogar Platz für drei! Dennoch konnte es knapp werden. Dann hing da schon mal ein Arm oder Bein, das keinen Platz mehr hatte, draußen vor. Dann brach man das mit dem Kuhfuß durch, ebenso wie man ein Stück Holz für den Kamin durchknackte — und schon hatte man Platz für einen Arm oder ein Bein.

Kurze Zeit später konnte man auch die rohen Holzsärge nicht mehr liefern. Es ging zu schnell, und es war auch Holzmangel. Dann kam man darauf, die gebrauchten Revier-Papiermatratzen, die sich in der Mitte wegen der Exkremente der Kranken aufgelöst hatten, zu verwenden. Auch in diesen Säkken fand man Platz für zwei oder drei Tote. Manchmal steckte ein Kopf heraus und wackelte hin und her, wenn der Sack auf den Pferdewagen geworfen wurde, der die Toten abholen kam. Schließlich starben die Leute so schnell in Husum, daß man auch diese Methode aufgab. Dann wurden die Leichen nur noch an Armen und Beinen auf den Wagen geworfen, der mit voller Last losfuhr.

Im Laufe kurzer Zeit machten wir alle die Hungerphasen eines KZ-Gefangenen durch. Viele hatten schon in Neuengamme damit angefangen nicht aufzuessen, als sie ihre erste Mahlzeit bekamen. Das war zwar unklug, aber viele konnten es einfach nicht herunterbekommen. Manche wurden aber wohl nachdenklich, als sie die Arme mit den Schalen sahen, die von Häftlingen höheren „Dienstalters" durch das Fenster hereingelangt wurden, um Reste zu bekommen.

Schon ein paar Tage, nachdem wir nach Husum gekommen waren, klagten die meisten über eine Art Mundentzündung. Und Thygesen, der im gleichen Transport war und später unser Lagerarzt wurde, erzählte uns, daß es vermutlich daran lag, daß das Brot so grob war und zu 50% aus Zellulose bestand. Obwohl es wehtat, die kleine Brotration zu kauen, die wir bekamen, bekamen wir es doch runter, und nach einiger Zeit hat-

ten wir uns daran gewöhnt. Das Hungergefühl im Magen brachte sich immer mehr zur Geltung, und nach einiger Zeit sprachen wir über nichts anderes mehr als über Essen, obwohl alte Gefangene wie die Polen, die schon mehrere Jahre eingesessen hatten, die Schultern hoben und uns aufmerksam darauf machten, daß dies das dümmste sei, worüber wir reden könnten — es würde nur das Hungergefühl vergrößern.

Das war wie ein Stadium, das überstanden werden mußte. Eine Zeitlang hatten wir regelrecht eine Art Spiel — wenn man es so nennen kann. Wenn wir draußen in den Gräben arbeiteten, sollten wir, während wir arbeiteten, der Reihe nach ein Essen oder ein Stück Smørrebrød komponieren. Ich erinnere, daß Claus — ich glaube, er war besonders hungrig, auch war er sehr groß und hatte eine große Verbrennung — das am besten konnte. Sein Vater war Pächter des Tyberggaard auf Südseeland gewesen, so war Claus also vom Land und kräftige Kost gewöhnt. Übrigens wollte er nach seiner Rückkehr nach Hause Oscar Davidsen seine Smørrebrødsidee verkaufen. Dort war er mal gewesen und hatte sich gewaltig für ein Mädchen in Schale geworfen. Und dann erzählte er von dem Stück Smørrebrød, das er essen wollte, wenn er heimkommen würde. Das sollte bestehen aus einem runden Schwarzbrot mit einer ganz dünnen Schicht Entenfett drauf, mit einer ganz, ganz dünnen Scheibe gebratener Ente, geschnitten aus einer Entenkeule. Darauf eine ganz, ganz dünne Scheibe Gurke, und so weiter — alle folgenden Lagen sollten ganz, ganz dünn sein. Er nannte eine Reihe verschiedener Auflagen, die obendrauf sollten: Rote Beete, eingelegte Gurke, Schinken, Speck usw. Die Idee war, daß alle Lagen ganz dünn sein sollten, so daß, wenn er das ganze Stück Smørrebrød in den Mund steckte und die Zähne nur ein bißchen abbissen, die ganzen Lagen auf einmal über seine Geschmacksknospen hinschmelzen sollten.

Ach ja, das dauerte nicht lange, bis Claus die dicken, fetten, weißen Maikäferlarven zu sammeln begann. Er meinte, wenn er die mit ins Lager nahm und schwach auf dem Kachelofen anbriet, würden sie eßbar sein. Viele hatten damals schon angefangen, Regenwürmer zu essen. Indem man beide Enden abbiß, sie ausspuckte, und den Wurm in der Mitte drückte, konnte man den meisten Sand herausbekommen. Wer aber Regenwürmer aß, war bald auf dem Revier zu finden, und die Überlebenschancen waren nicht gut. Zwar war es ein Versuch zu überleben, aber das Essen von Regenwürmern war ein Zeichen dafür, daß die Moral angeknackst, daß man psychisch am Ende war.

Man mußte schon in der Lage sein zu organisieren. Aber von einem anderen Gefangenen zu stehlen, das war ein Verbrechen, zu dem sich leider auch manche hinreißen ließen.

Von einem SS-Mann oder außerhalb des Lagers zu stehlen, das war in Ordnung. Eines Tages in Husum bekam ich eine feine Mahlzeit. Ich hatte beobachtet, daß einige der Franzosen, wenn sie eine Frosch oder eine Kröte sahen — das war ja nur am Anfang, als diese noch nicht in Winterruhe gegangen wa-

ren — diese aufsammelten und ins Lager mitnahmen. Ich dachte ein wenig darüber nach, und dann erinnerte ich mich, daß ich als Junge, als ich von Frankreich nach Dänemark gekommen war, oft auf dem Schulhof geärgert wurde mit dem Ruf: *„Da ist ja der Franzose, der Frösche frißt!"* Das war offenbar etwas, was dänischen Jungens imponierte, daß man in Frankreich Frösche aß. Nun ist das ja eine feinere Speise, die man im Restaurant bekommt, und die man schon gar nicht Kindern gibt. In meiner Kindheit in Frankreich hatte ich nie Frösche gegessen. Nun sah ich eines Tages eine dicke Kröte. Ich fing sie und steckte sie in die Tasche. Dann drückte ich sie ordentlich mit der Hand zusammen und tötete sie. Als ich in die Stube kam, begann ich zum großen Erstaunen meiner Kameraden, sie zu sezieren. Ich ahnte eigentlich nicht, was man von so einer Kröte essen könne. Als ich den Körper aufschnitt, hatte ich eine merkwürdige, klebrige, schwarze Masse vor mir, — meine ich zu erinnern. Ich entdeckte dann, daß die Hinterbeine aus feinem, weißen Fleisch bestanden. Ich zog die Haut ab von den Hinterbeinen und röstete das Fleisch auf dem Ofen, und das schmeckte tatsächlich herrlich. Das war kein großer Mund voll, aber doch immerhin ein kleiner Leckerbissen.

Eines Tages, als wir nach einem Arbeitstag zurück zum Lager gingen, begegneten wir einer Gruppe Kriegsgefangener. Offensichtlich französische Gefangene, weil plötzlich einer rief, als wir aneinander vorbeigingen: *„Sind da französische Gefangene dabei?"* Ich rief sofort: *„Ja, hier!"*, auf Französisch, das ja meine Kindheitssprache war, und über die Köpfe meiner Kameraden flog ein ganzes Schwarzbrot zu mir rüber.

Welch ein Fang! Ich versteckte das Brot gut unter der Jacke, denn es war ja lebensgefährlich, wenn es während des Zählappells an der Pforte entdeckt würde. Wir schafften es jedoch, und es gab ein Fest in unserer Stube den Abend. Da kamen übrigens noch ein paar Franzosen an dem Abend und klopften an unsere Tür und fragten: *„Wo ist das Schwarzbrot geblieben?"* Sie meinten wohl, einen Anspruch drauf zu haben. Wären sie in der Nähe gewesen, als wir es ergatterten, hätten sie es vermutlich zugeworfen bekommen, so aber war es schon verteilt und von den wenigen Zurückgebliebenen der Stube aufgegessen worden.

In der ganzen Husumer Zeit bekamen wir nur ein Rote-Kreuz-Paket. Ich durfte fünf Zeilen aus Deutschland nach Hause schreiben, zusammen mit unserer Nummer und Adresse, aber das ganze System der Außenlager war abhängig von dem, was im Hauptlager geschah. Alles mußte über das Hauptlager laufen. Es dauerte deshalb für das Dänische Rote Kreuz eine ganze Weile, bis man herausbekam, wo wir eigentlich waren und dann die Pakete über Neuengamme schicken konnte. Es gab knapp ein halbes Paket für jeden Gefangenen, weil die SS-Leute ihren hohen Zoll bereits abgenommen hatten. Aber mit der Zeit sprachen wir dann nicht mehr über Essen, obwohl wir hungriger waren als je zuvor und abnahmen, so daß man das auch sehen konnte!

Der erste Sonntag im Advent

Der 3. Dezember war ein Sonntag. Wie gewöhnlich wurden wir aufgescheucht, wie gewöhnlich bekamen wir den dünnen Ersatzkaffee, und dann sollten wir zum Appell antreten. Einige Zeit verging, und die kleine Gruppe, die zur Arbeit sollte, setzte sich in Gang. Wie viele waren wir? Ein paar hundert. Als wir zur Ausgangspforte kamen, wurde plötzlich zurückkommandiert, und ein neuer Appell wurde gehalten. Offensichtlich war der Kommandierende unzufrieden, daß so wenige Arbeitsfähige da waren. Er rief wieder alle aus den Krankenbaracken heraus, und wir standen wieder Appell. Er ging durch sämtliche Krankenbaracken und warf noch ein paar heraus. Einer war erwischt worden, der nachts in seine Essensschale gemacht hatte. Er wurde rauskommandiert und sollte Spießruten laufen vor der langen Reihe Gefangener, während er seine Essensschale mit der Kante gegen den Unterkiefer halten und dabei rufen sollte: *„Ich hab in meine Essensschale geschissen! Ich hab in meine ...“*

Offenbar kam der Lagerleiter aber auf andere Gedanken. Ihm war klar, daß es praktisch hoffnungslos war. Wir wurden zurück zu unseren Baracken kommandiert und bekamen Befehl, sie sauberzumachen. Putzen und schrubben! Im Laufe einer Stunde würde dann eine Inspektion kommen. Zum ersten Mal in der ganzen Zeit in Husum hatten wir praktisch einen freien Tag bekommen. Das war ja so eine Art Ferientag. Weil unsere Stube, wie gesagt, in der äußersten Ecke des Lagers lag, wurden wir als erste inspiziert. Wir mußten uns draußen aufstellen, während der Kommandant die Stube durchging. Die Betten waren vorschriftsmäßig „gebaut“. Wir hatten die Barakke geschrubbt und gescheuert. Wir waren übrigens nur noch ganz wenige. Offensichtlich gab es keine Beanstandungen, als der SS-Mann wieder herauskam.

Er ging vor uns, die wir in einer Reihe strammstanden, entlang und ließ uns die Köpfe senken. Die Mütze mußte man ja unter dem Arm tragen, wenn man inspiziert wurde. Dann schlug er dreien von uns kräftig auf den Kopf mit seiner Reitpeitsche und fing an, uns auszuschimpfen, weil der Fußboden unsauber sei. Nun muß man bedenken, daß Anfang Dezember war. Wir hatten kein warmes Wasser gesehen. Wir hatten nie ein Handtuch gesehen. Wir hatten unser Unterzeug nie wechseln können. Gewiß hatte ich einmal neues Überzeug bekommen, als das alte nach ein paar Wochen Arbeit in der Marsch in Fetzen herunterhing. Ein kleines Stückchen Seife mit Sand drin, das wir anfangs einmal ausgeliefert bekamen, war längst aufgebraucht. So kommandierte er uns alle drei hin zum Stacheldraht. Das war ein großmaschiges Netz, und er ließ uns uns bücken und den Kopf durch den Stacheldraht stecken. Wie ich schon gesagt hatte, ging draußen ein Weg vorbei, und besonders sonntags gingen viele Deutsche dort spazieren. So sollten wir also vier Stunden stehen. Er rief zum Wachtposten hoch, daß er melden solle, wenn wir versuchen würden, eine bequemere Stellung einzunehmen.

Kurz nach Mittag, kann ich erinnern, näherte sich uns eine kleine Familie. Weil der Kopf gebeugt war und ich ihn nicht

anheben konnte, war mein Sichtfeld begrenzt. Dennoch konnte ich ein Paar blankgeputzte Stiefel und das unterste von Khakihosen erkennen. Ich war mir klar darüber, daß die Person ein SA-Mann war, zusammen mit Frau und Kind — einem kleinen Mädchen.

Das Mädchen hatte sich vermutlich darüber gewundert, was dort am Stacheldraht hing. Sie hatte geglaubt, es seien ein paar alte Lappen, die dort zum Trocknen hingen, und sie näherte sich, stand plötzlich unter meinem Gesicht und sah mich fragend an. Sie war hübsch gekleidet mit einem kleinen weißen Schürzchen und hatte Zöpfe. Wir starrten einander genau in die Augen. Ich durfte und wagte auch nicht, etwas zu sagen. Die blankgeputzten Stiefel hatten sich schon entfernt, da konnte ich es nicht lassen. Ich blinzelte mit dem einen Auge. Der Gesichtsausdruck des kleinen Mädchens veränderte sich total und zeigte großes Erschrecken. Sie wandte sich um, lief weg und verschwand sofort aus meinem Sichtfeld. Sie reagierte umgekehrt wie das Kind in H. C. Andersens Erzählung. Sie hatte entdeckt, daß in den Kleidern ein Mensch war. Sie lief nämlich weg und rief: *„Vati, Vati, ein lebender Mensch!"* Und denk einmal — wir hatten frei an dem Sonntag! Das war also tatsächlich kein schlechter Tag.

Zu Hause in Dänemark zündete man das erste Licht im Adventskranz an.

Am nächsten Tag waren wir etwas über 200, die ausmarschierten. Noch immer goß es in Strömen; aber jetzt war der Regen eiskalt.

Wie man sich am Anfang um die kleinen, schmalen und kurzschaftigen Spaten mit Quergriff schlug, die so gut in der Hand lagen, so schlug man sich jetzt wegen der langschäftigen ohne Quergriff. Zwar arbeiteten die mit den langschäftigen Spaten unten im Graben, aber man wurde dort unten trotz allem weniger schikaniert als die, die oben am Grabenrand arbeiteten. Aber der wesentliche Grund war der, daß in der einen Pause, die wir am Tag mittags hatten, in der wir unsere Brotration bekamen, sowie am Abend, wenn wir die Spaten abliefern mußten, es leichter war, die langschäftigen Spaten ohne Quergriff aus den Händen gleiten zu lassen, als die Hände von den Quergriffen der anderen Spaten zu lösen. So lahm, so steifgefroren und aufgesprungen waren die Finger. Man ließ sie aus dem langschäftigen Spaten gleiten und konnte sie unterwegs zum Lager an der Brust oder in den Hosentaschen halten, wenn man welche hatte. Ansonsten konnten wir Hosentaschen nicht gebrauchen. Wir besaßen ja nichts. Das einzige, was ein KZ-Gefangener außer dem gestreiften Zeug und der kleinen Zinkmarke, die er um den Hals trägt, ausgehändigt bekommt, ist die Essensschale und sein Löffel.

Eines Tages sollten wir mehr Leichen als normal zum Lager zurücktragen. Der eine war ein junger Holländer, in dessen Nähe ich stand. Plötzlich murmelte er etwas. Er stand unten im Wassergraben, sah zum Himmel auf, sah hoch zu diesen grauen, schweren Wolken, die dort oben hingen und uns all dieses fürchterliche eiskalte Wasser schickten.

Er murmelte etwas, lief die Grabenkante hoch, vorbei an einigen Gefangenen, vorbei an der Kette der Wachmannschaften und auf ein kleines Wäldchen zu. Das war, als wollte er dieses Wäldchen erreichen. Ein paar Kapos riefen nach dem Gefangenen. Seine Kameraden riefen nach ihm, und die Soldaten schrien den Soldaten an, an dem er gerade vorbeigelaufen war: *„Schieß, Mann! Schieß doch, Mann!"* Der SS-Mann kam herangelaufen und schrie auch: *„So schieß doch, Mann!"* Es war deutlich, daß der Soldat keine Lust hatte zu schießen. Er hob langsam das Gewehr, und der SS-Mann rief wieder: *„Feuer!"* Er mußte praktisch schießen. Das war merkwürdig zu sehen, wie ein Mann lief und getroffen wurde. Es sah aus, als ob er einen riesen Faustschlag in den Rücken bekäme. Die Mütze wurde vom Kopf gerissen und blieb förmlich in der Luft stehen, während der Mann vornüber fiel. Dann fiel die Mütze auf ihn runter. Man sah, daß er sich wieder erheben wollte, d. h. es war nur der Oberkörper, den er bewegen konnte. Die Kugel hatte vermutlich das Rückgrat getroffen und den Unterkörper gelähmt. Die Hände und Ellbogen bearbeiteten das Gras, aber er konnte nicht hochkommen. Da wandte er langsam den Kopf, sah zum Horizont — sah gemütliche kleine Häuser, holländische Windmühlen, wandte den Blick zum Himmel und sah ihn blau und frisch und voller Möwengeschrei, oder war er schon zu Hause, wo sie auch in Holland den Brauch haben, am zweiten Adventssonntag die zweite Kerze im Adventskranz anzuzünden....

Ein paar Tage später verlief der Morgenappell anders als gewöhnlich. Als wir wie üblich abgezählt hatten und die Zahlen stimmten, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß Handwerker, speziell Mechaniker, Facharbeiter, Leute, die eine Werkzeugmaschine bedienen konnten, vortreten sollten. Zu dem Zeitpunkt stand ich neben einem Franzosen, mit dem ich oft geredet hatte, und er fragte mich, was gesagt worden war. Ich erklärte ihm das, und gleichzeitig damit, daß er einen Schritt vortrat, sagte er: *„Mann, begreifst du das nicht? Eine Werkzeugmaschine — das ist Präzisionswerkzeug. Das kann nur an einer trockenen Stelle stehen. Zehn Wochen haben wir im Wasser gestanden. Regen und Graupel sind auf uns runtergekommen. An der Nase hatten wir den ewigen Tropfen. Die Suppe, die wir aßen, war auch fast reines Wasser. Wir haben sogar Wasser geschissen. Wir haben in feuchtem Stroh geschlafen und, wenn wir morgens unser Zeug anzogen, war es immer noch naß. Eine Werkzeugmaschine steht im Trockenen!!!"*

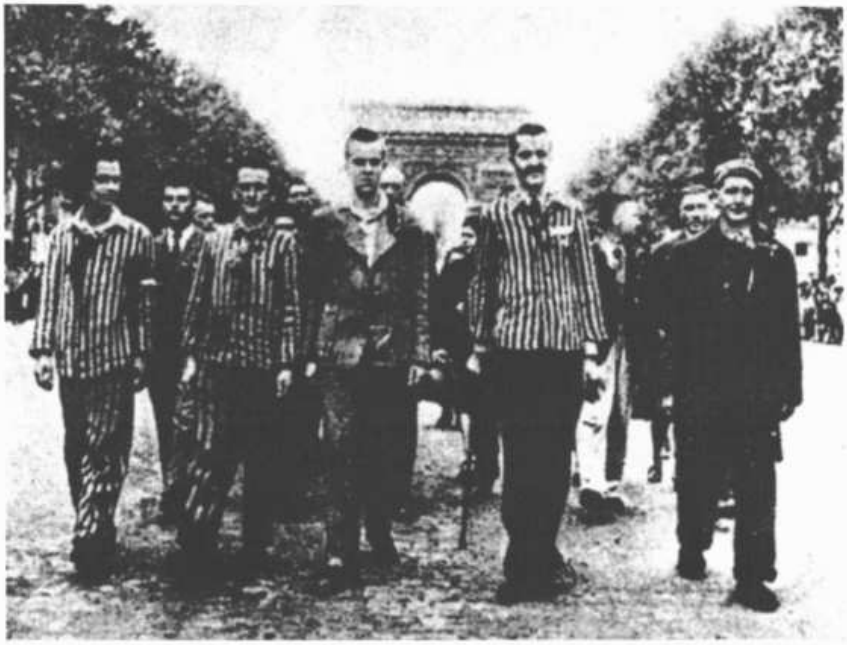
Schon am Mittag wurden wir nach Neuengamme geschickt. Zusammen mit uns kam der Rest der Arbeitsfähigen. Von Husum aus wurde kein Arbeitskommando mehr losgeschickt. Auf dem Revier lagen ca. 800 Mann, die nach SS-Maßstab arbeitsunfähig waren. Sie kamen einige Tage später nach Neuengamme, viele, um dort zu sterben.

Nachdem wir Arbeitstüchtigen nach Neuengamme geschickt waren, existierte das Lager noch einige Wochen. Von Neuengamme aus kamen ein paar französische Ärzte und halfen in den Krankenbaracken, und als die Krankentransporte schließ-

lich mit den Kapos zurück nach Neuengamme kamen, wurden die Kapos aussortiert. Und dann geschah etwas, was vielleicht noch nie in einem deutschen KZ passiert war. Die Kapos, die uns mit all diesen Stock- und Knüppelschlägen behandelt hatten, wurden von den SS-Leuten bestraft. Selbst für die SS war die Sterberate und die Behandlung der Gefangenen in Husum zu schlimm gewesen. Sie nahmen die Kapos in den Keller und schlugen sie zusammen. Nur ganz wenige von ihnen überlebten die Behandlung! Das Schicksal, das sie uns gegeben hatten, wurde nun ihr eigenes."

Nachwort

Hiermit endet der Bericht Benjamin Mørchs über die grausamen Zustände in Husum. In seinem Buch geht er genau auf die folgenden Ereignisse ein, die ich nur zusammenfassend wiedergeben kann.



Befreit: B. Mørch mit ehemaligen Mitgefangenen auf den Champs-Elyseés in Paris, 1945.

Der dänische Staatsbürger Mørch hatte hier in der französischen Hauptstadt seine Kindheit verlebt.

Am Tage der Ankunft in Neuengamme ging für die „Handwerker" aus dem Lager Husum der Transport mit dem Zug weiter. Im Güterwagen auf dem Abstellgleis durchlebten sie die Bombardierung von Hannover, ebenso später Bombenangriffe auf Magdeburg. Nach vier Tagen erreichten sie am 21. 12. 44 ihren Zielort Wansleben, wo in einem ehemaligen Kalibergwerk Teile für Junkersmotoren hergestellt wurden. Obwohl die Gefangenen eine Nummer des KZ Buchenwald bekamen, herrschten doch ungleich „bessere" Bedingungen als in Husum. Benjamin Mørch arbeitete im Lagerraum unter Tage, hatte es also dort wenigstens trocken!

Am 12. April 1945 war der letzte Arbeitstag. In der Nacht formierte sich, wie zu dieser Zeit an vielen Stellen in Deutschland, eine Kolonne aus Gefangenen, die zu einem Todesmarsch von Wansleben in Richtung Magdeburg aufbrach. Die Gefangenen durften den heranrückenden Amerikanern nicht in die Hände fallen! Direkt an der Saale gelang es Mørch, zu fliehen und so dem Tode zu entrinnen.

Nachdem er die amerikanischen Linien erreicht hatte, half er zwei Wochen dem örtlichen US-Military Government, französische KZ-Gefangene aufzunehmen, für die er als Dolmetscher tätig sein konnte. Ende April 45 kam Benjamin Mørch mit einer Gruppe von ca. 250 französischen Gefangenen in Paris an.

Nach Dänemarks Befreiung am 5. Mai kehrte er als 23jähriger nach Kopenhagen zu seiner Familie zurück, physisch und psychisch stark angegriffen. 1947 übernahm er die Leitung der Firma seiner Familie, einer Importagentur für Werkzeugmaschinen, die danach stark expandierte.

Mørchs Gesundheit konnte sich nie von dem KZ-Aufenthalt, vor allem dem in Husum, erholen. 1980 verkaufte er die Firma und zog mit seiner Familie nach Nizza um, mehr und mehr geprägt von einer Blutkrankheit, die vermutlich ihren Ursprung in der Hungerzeit in den KZs hat.

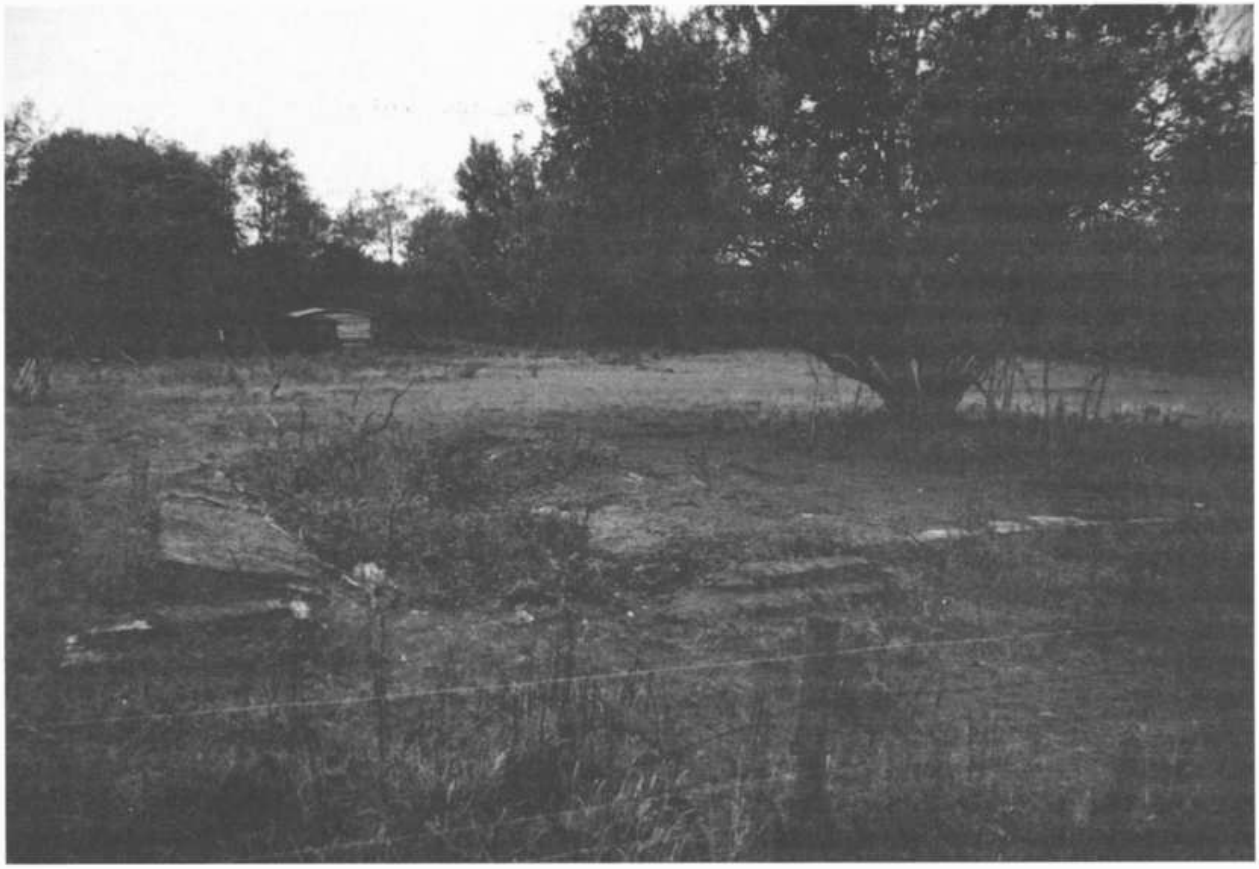
Benjamin Mørch starb am 7. Februar 1990, knapp 68 Jahre alt.

Husum-Schwesing, Herbst 1992

(Bildanhang / Fotos und Text: Rolf Schulte)

Ein einsames Gelände im Regen, durchschnitten durch eine schmale Asphaltstraße, zwei grasende Pferde und abtrennender, neu gezogener Stacheldraht — Husum-Schwesing im Herbst 1992.

Nur wenige Spuren sind rund an dem ehemaligen Konzentrationslager zu finden. Die Lage der Häftlingsbaracken ist nur noch zwischen einzelnen Baumreihen zu erahnen und einzig



grasüberwachsene, vermooste Reste des Fundaments des Toilettengebäudes können von dem geschehenen Zeugnis ablegen. (siehe oben) *„Die unbeschreiblich schmutzigen Toilettenbarakken lagen abseits der Schlafstellen — über einfachen Erdlöchern errichtet und mit einem Abfluß, der überhaupt nicht in der Lage war, den Inhalt des überlasteten Klosetts abzutransportieren"*, so kommentierte Paul Thygesen[1], Arzt im Konzentrationslager die Zustände in dieser Baracke. Doch ein Hydrant (rechts) steht noch — verrostet und scheinbar fehl am Platze am Rande der Straße. Auf ihm mußten Häftlinge damals in Hockstellung Stunden und Tage verharren. Nach Zeugenaussagen wurde dies jedoch nicht als ausreichende Bestrafung angesehen, zur Entwürdigung ordnete die KZ-Leitung auch an, daß die bereits Gequälten die Vorübergehenden mit einem krächzenden Hahnruf zu grüßen hätten.

Das KZ Husum-Schwesing wurde 1938/39 als "Reichsarbeitslager" errichtet, 1944 aber zum Außenkommando des KZ Neuengamme bei Hamburg erklärt. Die ersten 1500 Häftlinge

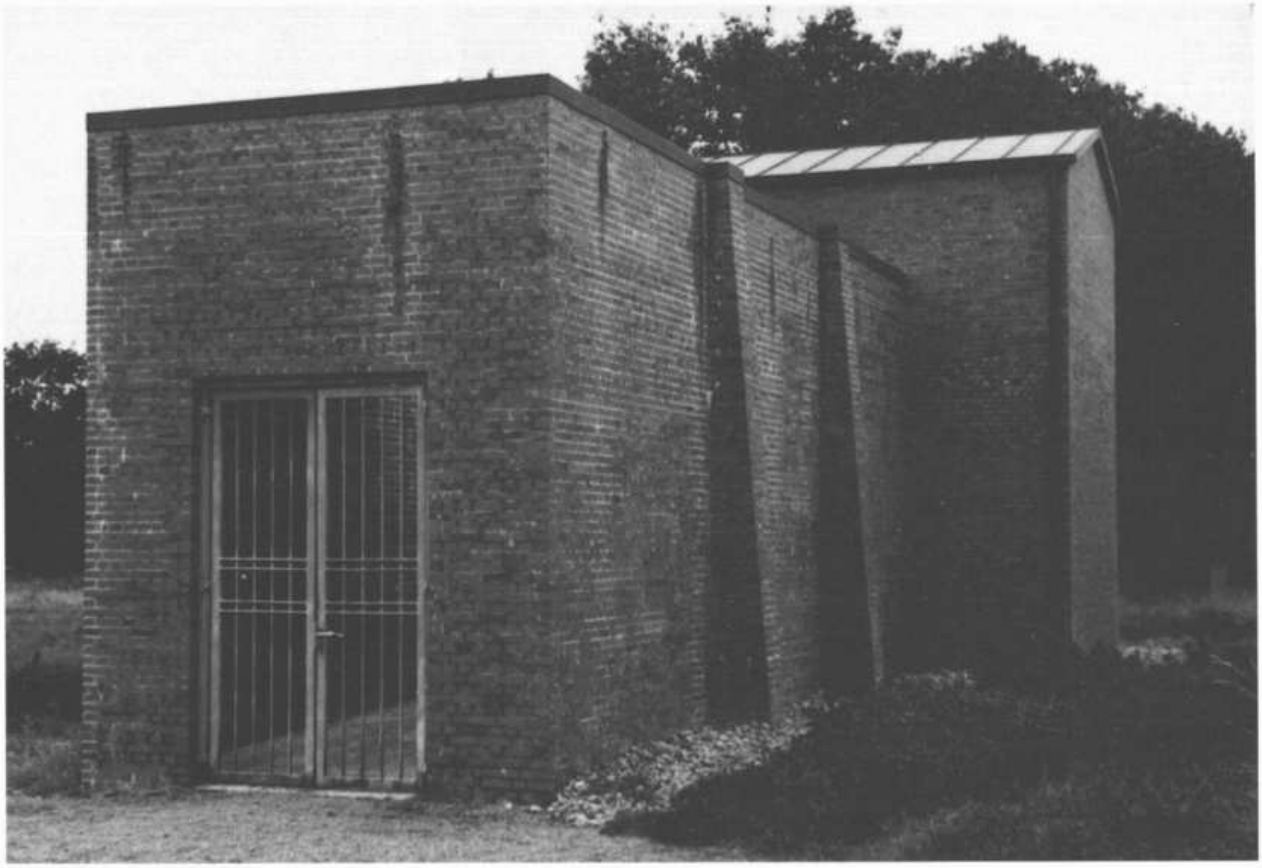
[1] Paul Thygesen: Arzt im Konzentrationslager, aus: Das KZ Husum-Schwesing, Bredstedt 1983.

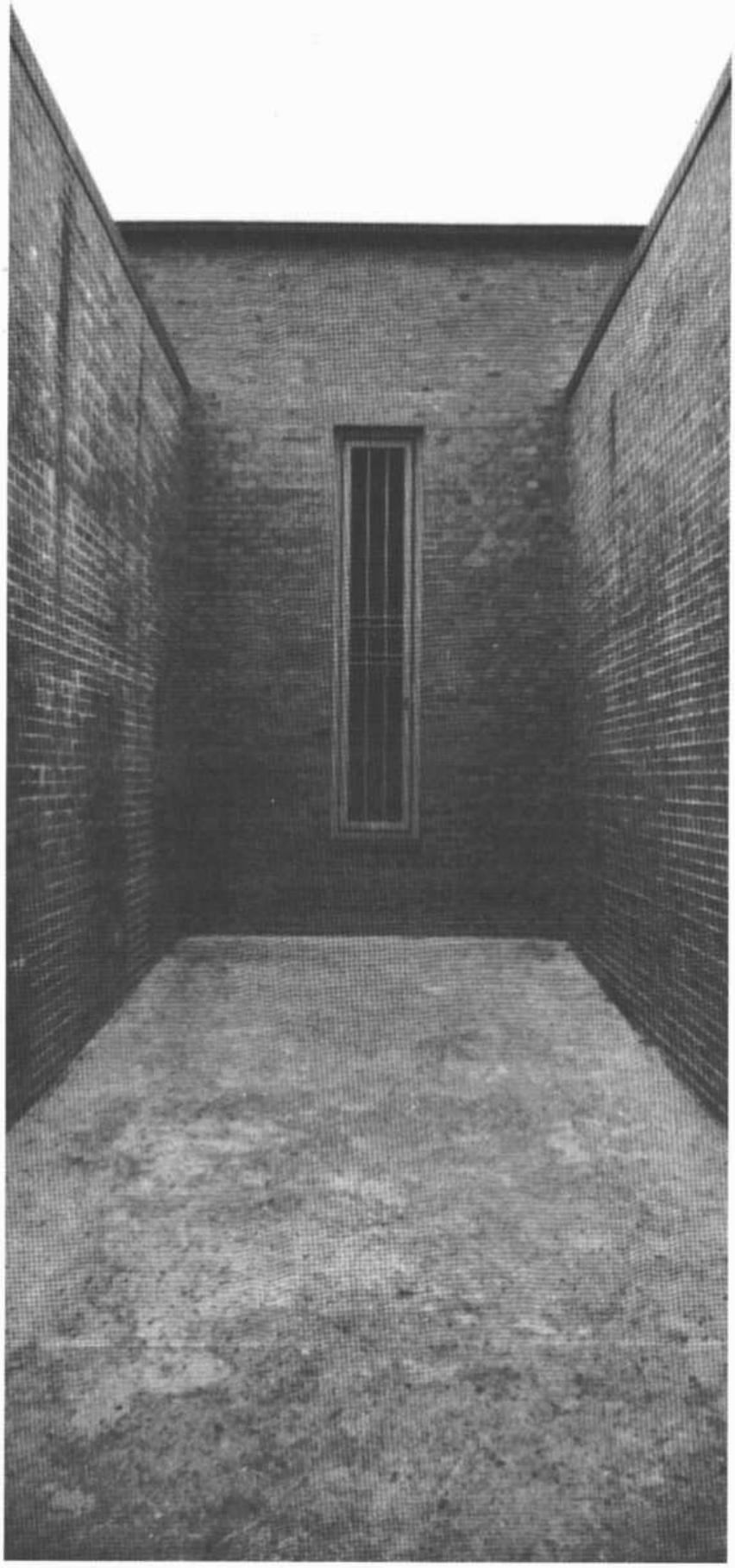
aus Neuengamme sollten hier neue militärische Stellungen, den sogenannten "Friesenwall", aufbauen. Die Zwangsarbeiter stammten fast aus allen Ländern Europas. Ende 1944 stieg die Häftlingszahl auf 2500, obwohl das Lager nur für 400 Personen berechnet worden war. Ca. 500 Gefangene starben hier an Hunger, Krankheit und körperlicher Mißhandlung. Viele kamen Ende 1944 / Anfang 1945 auf dem Rücktransport der Häftlinge nach Neuengamme um, nachdem die Errichtung des "Friesenwalls" sich als militärisch nutzlos herausgestellt hatte. Die genaue Anzahl der Gestorbenen ist unbekannt.

Hydrant

1987 wurde letztlich auf Initiative eine privaten Arbeitsgruppe, die sich die Erforschung des Konzentrationslagers zum Ziel gesetzt hatte, eine Gedenkstätte auf dem ehemaligen KZ-Gelände errichtet.
Das von dem Künstler Ulrich Lindow entworfene Mahnmahl besteht aus einem Haus mit einem einzigen vergittertem Fenster, in dem ein aus Beton gefertigtes Modell des Lagers zusehen ist. Dieses Gebäude ist über einen langen, rampenartigen Gang mit beiderseits hohen Mauern zu erreichen — symbolisch stehend für die Situation der Häftlinge. Deren Blick konnte sich nur nach oben, zum Himmel frei entfalten, die andere Sicht war durch Stacheldraht und Wachtürme versperrt.
„Der Zuschauer soll auf die Enge des Raumes reagieren" (Ulrich Lindow) und er reagiert darauf — ein gelungenes Mahnmal.

Gedenkstätte





Innenhof